

Behinderung als Metapher

Autor(en): **Mürner, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **34 (1992)**

Heft 2: **Sprache Macht Sklaven**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Behinderung als Metapher*

von Christian Mürner

Mit Erzählungen von behinderten Protagonisten scheint ein versöhnender Ausgleich zur realen Ausgrenzung zu gelingen. Die Metapher ist das Mittel zum erfolgreichen Sprachspiel. Komplexität spiegelt sich im normalisierenden Leseerlebnis, das die Widersprüche nivelliert. Aber die Metapher als Versinnbildlichung kann auch die Verachtung verlagern, und sie gewährt die schnelle Entschuldigung, dass man es nicht so meint. Ich konzentriere mich darauf, dass Metaphern wie «blindwütig», «schwachsinnig», «verkrüppelt», usw., die ich zum Schluss in einer Tabelle der Diskriminierung zusammenstelle, gar nicht mehr als (schlechte) Metaphern auf-fallen.

Von Voltaire, einer der markantesten Persönlichkeiten der französischen Aufklärung, stammt eine Erzählung, die sich anlehnt an diejenigen der Tausendundeine Nacht. Ihr Titel: **Zadig oder das Schicksal**, erstmals erschienen 1747.

Voltaires erzählerisches Vorgehen enthält ein Programm. Es besteht darin, dass der Hauptdarsteller Zadig durch die Beachtung von feinen, kleinen, aber bedeutsamen Begebenheiten zum Helden wird. Nicht zufällig sind darum die Nebenfiguren Zadigs behindert. Zadig ist gesund, sympathisch, aufrichtig, schlau, schön – die behinderten Nebenfiguren sind kleinwüchsig, stumm, hässlich. Zadig haddert zwar bis zum Schluss mit dem «Schicksal» – das im übrigen, um es anschaulicher zu fassen, üblicherweise mit «Blindheit» assoziiert wird.

Auch wenn einer der Behinderten einmal zur Rettung und möglichen Flucht des Hauptdarstellers Zadig Entscheidendes beiträgt, werden während der Erzählung dessen behinderte Genossen nur umso unwürdiger behandelt. Die **Zwangsrolle der Behinderten** ist umso deutlicher, je mehr ihnen die Projektionen und Indizienbeweise des nichtbehinderten Helden als eigene Meinung aufoktroziert werden. Die behinderten Figuren fungieren gleichzeitig als Metaphern der Abschreckung und Bedrohung wie der Festigung der Normalität und des Erfolges.

In historischer Einstellung bedeuten Voltaires Positionen einen Fortschritt gegenüber mythisch-religiösen Haltungen. Nachträglich aber lässt sich

festhalten, dass auch die Aufklärung Machtmechanismen unterlag. Ihre eigenen Maximen klammerte sie vom kritischen Vorgehen aus –

so wurde «blind» zum absoluten Gegenbegriff von «aufklärend». Das aufklärerische Denken will «Blindheit» beseitigen. Es meint eine «Blindheit», die Uneinsichtigkeit, Unwissen, Unreife, Unkontrolliertheit o.ä. bedeutet, die Gedankenlosigkeit, Leichtsinn, ja Sinnlosigkeit ausmachen soll. Aber es gibt Menschen, die blind sind.

Sie werden von solchen Argumentationsmustern in eine Strömung negativer, fatalistischer Veranschaulichungen und Vorverurteilungen miteinbezogen.

Ich weiss, dass die aufklärenden Strategien gleich widersprechen mit dem Hinweis, «Blindheit» werde dabei doch nur als Sinnbild verwendet. Ich kenne den Unterschied zwischen metaphorischer und begrifflicher Ausdrucksweise, aber es drängt sich mir der Verdacht auf, warum diese Metapher der «Blindheit» erstens so beliebt und zweitens so glatt konform geht mit den sonstigen diskriminierenden Meinungen über behinderte Menschen. Abgesehen davon, dass es auch miserable Metaphern gibt, geht es hier meines Erachtens um die fatale Tendenz, tradierte, typisierte

Stilisierungen von Behinderungen auch in einem kritischen Gewand erscheinen zu lassen.

«Dieser Blinde, ein alter Freund meiner Frau, war auf dem Weg, um bei uns zu übernachten.» Mit diesem vorwurfsvoll gedachten Satz beginnt der amerikanische Schriftsteller **Raymond Carver** seine Erzählung **Kathedrale** von 1983 (auf deutsch 1985 bei Piper). Einige Sätze später bestätigt der Ich-Erzähler den ersten Eindruck des Tendenziösen.

«Ich war von seinem Besuch nicht begeistert. Ich kannte ihn nicht. Ausserdem irritierte es mich, dass er blind war. Meine Vorstellung von Blinden beschränkte sich auf das, was ich vom Kino wusste. Im Film bewegten sich Blinde langsam und lachten nie. Manchmal wurden sie von Blindenhunden geführt. Ein blinder Mann in meinem Haus war nichts, worauf ich besonders scharf war.»

Der kürzlich, 1988, verstorbene, bekannte Short-Story-Autor Raymond Carver bietet mit diesem Einstieg und vor allem im Verlauf seiner Erzählung ein **Modell der Selbsterfahrung** als Lektüre an.

Auch hier ist der Held, das Vorbild, nichtbehindert. Die behinderte Nebenfigur aber veranlasst die Verände-

nung der Verhältnisse, damit ist die sogenannte Selbsterfahrung als Fremderfahrung enttarnt. Man braucht als LeserIn gar keinen Blinden zu kennen (und unterstützt damit die ursprüngliche Verweigerungshaltung des Ich-Erzählers), um angeblich zu wissen, wie Blinde denken, fühlen, wie man/frau mit ihnen umgeht, wie man/frau sich ihnen gegenüber zu verhalten hat. Die Erfahrungssillusion durch die Lektüre stellt zugleich eine Verhältnistäuschung dar. Das literarische Nacherleben eines Behinderten durch Nichtbehinderte basiert darauf, dass die behinderte Figur wie eine nichtbehinderte funktionalisiert wurde.

Deutlich demonstriert dies eine nachgelassene Erzählung **Wolfgang Borcherts: Schischyphusch oder der Kellner meines Onkels**, um 1945 geschrieben. Indem Nichtbehinderte diese Erzählung Borcherts lesen, spielen sie den darin nachgezeichneten «Zungenfehler» der sprachbehinderten Figuren. Der Text gibt das vor. Das Rollenspiel und die Theatralisierung sind perfekt. Trotzdem bleiben sie nachträglich Selbstdarstellungen der Lesefertigkeit, die zwischen «richtiger und falscher» Artikulationen unterscheidet und damit die spezifischen Ausdrucksformen der behinderten Figuren gerade in der Identifi-

kation mit ihnen negiert. Ich meine mich an diese Schischyphusch-Geschichte vor allem deshalb erinnert zu haben, weil sie einer meiner Lehrer so unvergleichlich vorlas.

Die stille ideologische Vereinnahmung ist das Problem der Metaphern.

Die diskriminierenden Worte in Borcherts Erzählung – wie «wahnschinnig», «mischgeschalteter Schwerg», «blödschinnig» – werden vorbehaltlos hingenommen, mehr noch, sie zählen so wirkungsvoll zur Erzählung, dass diese ohne sie nicht denkbar ist.

Sie erzeugen erst ihre ambivalente, faszinierende Wirklichkeit.

Im übrigen ist der Einwand oft zutreffend, der lautet, dass eine Erzählung, die mit sachlich-trockenen, ja wissenschaftlichen Termini operiert, an Faszination verliert.

Ohne Happy End und dennoch ein bisschen kitschig verläuft die Liebesgeschichte, die die Amerikanerin **Hannah Green (Joanne Greenberg, geb. 1932)** von ihren Protagonisten, dem taubblinden John und der sehendhörenden Schauspielerin Leda, erzählt. Der deutsche Titel **Bevor du liebst** ist dem Motto des Romans entnommen, die Originalausgabe hiess: *Of Such Small Differences*, erschienen 1989 (auf deutsch im Herbst 1991

bei Diogenes).

Das Buch Hannah Greens ist literarisch konventionell geschrieben und – es hat mich stellenweise gelangweilt. Inhaltlich aber, wie Hannah Green ihren taubblinden John sein selbstbestimmtes Leben organisieren lässt, ergeben sich aufgeklärte Stellungnahmen.

John arbeitet in einer Möbelfabrik, und nebenbei schreibt er Gedichte. Als er die umtriebige Leda kennenlernt, verfasst er für sie ein Liebesgedicht, das ihr allerdings gar nicht gefällt. Leda kritisiert am Gedicht, dass es total von der Sprache der Sehenden bestimmt und demnach nicht sein, das heisst des Taubblinden Johns, Gedicht sei. Nun imaginiert Hannah Green Johns innere Sprache. Johns anfängliche Verlegenheit verwandelt sich in Zorn. Er erinnert sich an seine Erziehung, die darauf ausgerichtet war, als Taubblinder ein Sehendhörender zu spielen. Leda aber fordert spontan, dass John seine speziellen Erlebnisse hervorhebt. Darauf gibt John energisch seine Meinung kund:

«Keine Menschen und keine Normalen mehr! Ich bin menschlich und normal mein ganzes Leben lang gewesen – ohne zu sehen und ohne zu hören, aber sei wütend, sei friedlich, jedermann ist mensch-

lich, jedermann ist normal. Du willst, wie die andern, dass ich ein Gefäss bin, etwas zu Füllendes –»

Hannah Green arbeitete selbst als Dolmetscherin und Begleiterin Taubblinder. Ihr Buch bietet auszugsweise fachlich Interessantes, zum Beispiel über das Handalphabet. Doch, aha, denkt man/frau, und schon ist es vorbei, ohne dass man/frau lernt, die andere Form der Sprache zu akzeptieren. Das liegt an der langatmigen Story, die mir schematisch erscheint. Aber sie wird wahrscheinlich, wie Hannah Greens erster Roman, noch verfilmt.

Die meisten Romane und Erzählungen lassen sich durch ein unscheinbares, aber wie ich meine, bedeutsames Merkmal kennzeichnen:

Von den behinderten Figuren wird vorgegeben, dass sie ihre eigene Geschichte aufschreiben, oft werden sie als SchriftstellerInnen ausgegeben. Nichtbehinderte AutorInnen wählen also als ihr Alter ego, als Ich-ErzählerIn, eine behinderte Schriftstellerin oder einen behinderten Schriftsteller. Das finde ich deshalb bemerkenswert, weil behinderte SchriftstellerInnen bisher von der normalisierenden Literaturkritik im Grunde nur mit ihrer eigenen Geschichte bekannt oder anerkannt wurden. Haben sie ein an-

deres Thema gewählt, blieb es unbeachtet oder wurde wieder auf die Behinderung reduziert. Aber die nichtbehinderten AutorInnen können mit behinderten Helden beeindrucken – im Sinne einführender Literatur. Man/frau lobt die Literatur und lässt die Behinderten, von denen erzählt wird, links liegen.

Das metaphorische Modell der angeführten literarischen Beispiele wird re-

al in der lesend-einführenden Übereinstimmung mit bestehenden Vorurteilen. **Behinderungen als Metaphern stehen in diesem Rahmen kaum in einer irritierenden, sondern fast ausschliesslich in einer negativierenden, pejorativen Nachbarschaft.**

Ich dokumentiere das in einer Tabelle der Diskriminierung.

Metapher	negative Nachbarschaft	Beispiel
blind	planlos, sinnlos, willkürlich	«blinder Hass» «blinde Evolution»
stumm	verkümmert, tot	«stummes Gedeif» – «stumme Bewunderung»
taub	einfältig, unzugänglich	«taube Nuss»
lahm	steif, faul, begriffsstutzig	«lahme Ente»
verkrüppelt	böse, teuflisch, hässlich, abartig, unehrlich	«seelisch verkrüppelt» – «weder Hand noch Fuss»
schwachsinnig	unzurechnungsfähig, minderwertig	«alles andere ist schwachsinnig»
idiotisch	unbegreiflich, dumm, mühelos, unsinnig	«idiotensicher»
gestört	unterbrochen	«geistesgestört» – «verhaltensgestört»
behindert	eingeschränkt, blöd	als Beschimpfung: «Du bist behindert!»

Die Tabelle hat drei Spalten: links die Metapher, ein Wort, das auch als Kennzeichnung aufgefasst werden kann, aber meist nicht so gemeint ist. Es sollte eigentlich in Anführungszeichen gesetzt werden, was aber selten der Fall ist. In der Mitte deshalb die Nebenbedeutungen der Bezeichnungen. Es fällt auf, dass sie alle negativen Charakter haben. Eine Spalte mit positiven Begleitwörtern entfällt. Es gibt sie auch schon mal, aber sie sind im Verhältnis zu den in der Tabelle versammelten negativen kaum von Bedeutung. Die rechte Spalte zeigt ein oder zwei mögliche Beispiele auf. Sie liessen sich ergänzen. Die Tabelle bietet nur eine Auswahl, auch der Metaphern.

Ich habe meine Aufmerksamkeit vor allem auf die negativen Kombinationen gerichtet – beispielsweise «blind» in Verbindung mit sinnlos, «verkrüppelt» in Verbindung mit böse usw. –, da die Metaphern die Suche nach einem versinnbildlichenden (inhaltlich abschätzigen) Bezug repräsentieren. Das geht so weit, dass einzelne behindertenspezifische Merkmale nicht mehr ausreichen und am Ende «behindert» überhaupt als Metapher genommen wird.

Da die genannten Metaphern auf ein negatives Verfahren festgelegt

sind, schlage ich vor, sie zu vermeiden. Es gibt allerdings keine Immunität gegen solche Metaphern.

Doch um kreative, eben nicht konforme Versinnbildlichungen zu erhalten, scheint ein Verzicht unumgänglich. Authentische Geschichten mit oder von behinderten Menschen sind jedoch angemessen. Wenn aber Nichtbehinderte sich behinderte Protagonisten erfinden, gilt es die Wahl der Metaphern und die idealisierenden Zusammenhänge der Literatur zu entschlüsseln.

* Ich beziehe mich damit auf mein Buch «Behinderung als Metapher», Haupt-Verlag Bern.

(Ursula Eggli – aus einem Interview mit Heidi Duppenenthaler und Susanne Fernandez)

«... Ich mache Zwischenbemerkungen, zum Beispiel: Ich bin nicht in die Frauenbewegung eingetreten, sondern eingerollt. Ich kann nicht sagen, ich stehe dazu, sondern ich sitze. Es gibt viele Begriffe, die sprachlich auf Nichtbehinderte zugeschnitten sind, die ich manchmal abändere...»

